

Schatzgräber auf der Grasburg

Autor(en): **Lerch, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 50

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schatzgräber auf der Grasburg

Nach alten Akten erzählt von
Christian Lerch

(Schluß)

„Hat er etwas von einem Süß gesagt?“

„Weiß nicht.“

„Oder von einem Pulver?“

„Weiß nicht. Heißt das: jetzt dünkt es mich selber . . . Ja, so war es: etwas von einem Pulver kam drin vor.“

Die Zeugen werden entlassen.

„Wir müssen nun zunächst sehen, wie wir den Doktor Wiederkehr herkriegten“, meint Herr Morlot nachdenklich. „Aber das wird seine Schwierigkeiten haben. Der Mann ist gewarnt . . . der wird sich hüten, . . . den erwischen wir nicht so leicht . . . Daß auch der Brief nach Marberg so dumm liegen bleiben mußte!“

Was ich dann los?

Am 10. September — das Oberchorgericht behandelt eben gerade eine unbedeutende Angelegenheit — wird Chorweibel Scheurer herausgerufen. Wenige Sekunden später tritt er mit leuchtenden Augen und schmunzelnden Wangen wieder ein —

„Was gibt's denn, Chorweibel?“

„Der Doktor Wiederkehr ist draußen.“

„Sofort vorführen!“

Wiederkehr — das merkt man sogleich — sieht zwar nicht gerade so aus wie einer, der bei Schwindelgeschichten mitmacht. Nach seinem Aussehen und Gebahren zu schließen, müßte er ein guter, ehrlicher, hilfsbereiter Mensch sein. Aber der Schein kann trügen . . .

„Was wollt Ihr von uns, Doktor Wiederkehr?“

„Ich möchte fragen, was ihr von mir wollt, ihr Herren . . . Ich habe nämlich vernommen, man suche mich hier; da habe ich gedacht, es sei das beste, wenn ich gleich herkomme. Ich kann mir zwar nicht erklären . . .“

Herr Säckelmeister Morlot erzählt ihm kurz die Schatzgräbergeschichte und betont dabei besonders, was der Fräschelner Wirt so bestimmt ausgesagt hat. Es sei angefangen dieser Aussagen am besten, wenn er, Wiederkehr —

Aber der temperamentvolle Zürcher legt los: „Daran ist doch kein Wort wahr! Seit sechs Jahren bin ich gar nie mehr in Schwarzenburg gewesen.“

„Habt Ihr denn früher in Schwarzenburg praktiziert?“

„Nein, das nicht — es war — eine dumme Geschichte, aber — nun ja, eine Schande ist es nicht — also: ich war dort oben im Gefängnis. Wegen eines Diebstahls. Aber unschuldig! Meine Unschuld ist dann an den Tag gekommen, und ich bin wieder losgelassen worden. Diesmal muß es wieder die gleiche Geschichte sein — anders weiß ich's nicht!“

„Das wird man ja sehen“, erklärt der Vorsitzende trocken.

Hinter dem Doktor schließt sich knarrend eine Zellentüre. Eine Woche später wird Andreas Wiederkehr den zwei Belastungszeugen, dem Betrogenen und den zwei Betrügnern gegenüber gestellt. Schnecken tänze macht er nicht; er wehrt sich, wenn auch etwas hitzig, so doch mit Bestimmtheit und Würde.

Als erster ist Peter Jauner angetreten. Der Doktor gibt ohne weiteres zu, daß er diesem die Schatzgräbergeschichte erzählt habe; aber Namen habe er dabei nicht genannt. Den Handel kenne er nur vom Hörensagen. „Ein Pfarrer im Freiburgsbiet hat ihn mir erzählt.“

„Welcher Pfarrer?“

„Jä, er ist vor einem halben Jahre gestorben.“

„Solche Leute sind in solchen Fällen immer gestorben“, flüstert einer der Richter seinem Nebenmanne zu.

Dann der Schuhmachernwirt. Melodie: Ja und nein . . . „Die Postur stimmt, die Kleider auch, und besonders die schwarzen Haare, ja, ja! Aber soo sicher, daß ich drei Finger aufstrecken könnte, bin ich denn doch wieder nicht . . . man muß bedenken, es sind jetzt drei Jahre her, und es gehen gar viele Gäste bei mir aus und ein . . . Halt, noch eins: der Rottröckler, der damals dabei war, hatte seine Haare in einem Säcklein!“

„Jetzt ist es aber erwiesen, daß es mich nichts angeht“, trumpft der Doktor auf; „ich habe Tag meines Lebens zu keinen Zeiten ein Haarsäcklein getragen!“

Pulver und Süß werden hereingeführt. Wie ersterer den Doktor erblickt, fährt er zusammen und zieht ein bestürztes Gesicht. Aber gleich darauf behauptet er bestimmt, das sei nicht derjenige, mit dem er in Schwarzenburg zu Nacht gegessen habe.

„Halt ein wenig, Mano“, wird er unterbrochen, „bis jetzt habt Ihr doch immer gesagt, Ihr habt niemals in Schwarzenburg zu Nacht gegessen!“

„Nun ja, es ist wahr — ich habe —“

„Gut, gut, wir wissen schon Bescheid . . . Ihr, Süß, war es dieser Mann da, der den Jesuiten spielte?“

„Nein!“

Als nächster kommt Tschäppeler an die Reihe. Der fährt sogleich auf den Doktor los, wie der Habicht auf den Gackerich, und beteuert hoch und heilig, das sei nun derjenige und kein anderer; es stimme alles auf den Lufz, nur der Haarsack nicht. den der Kerl damals getragen habe. Wiederkehr gibt erregt zurück: „Wenn man mir das mit dem Haarsack beweisen kann, so will ich mich schuldig dargeben; ich setze meinen Kopf zum Pfande! Den Tschäppeler habe ich Tag meines Lebens nie gesehen bis lezhin zu Marberg; da hat er mir den Gottswillen angehalten, zu seiner Frau zu kommen und ihr Arzneimittel zu geben!“

„Das war bloß ein Ergüßee“, jubelt Tschäppeler; „ich wollte ihn damit bloß ins Garn locken, damit ich ihn vor den Richter stellen könne!“

Der letzte ist Wirt Christener. Der beharrt steif und fest, der Doktor sei der Mann im roten Rock von Schwarzenburg. Ganz bestimmt! Auf Ehre! „Nur meine Frau fragen, die kann alles bezeugen!“ Man führt noch die Tochter Wiederkehrs herein. Der Fräschelner sieht sie zweifelnd an und erklärt dann abweisend: „Die war es nicht!“ Jetzt fährt Wiederkehr triumphierend auf: „Jetzt ist es aber ausgemacht — das ist nämlich meine einzige Tochter — wenn sie es nicht war, dann war ich es auch nicht — das ist doch sonnenklar, oder?“

Güte am unrechten Plage.

Am 14. September, nach langem Hin und Her, Brüfen und Raten, stellt Herr Säckelmeister Morlot fest: „Ihr Herren, ich sehe, wir sind völlig am Hag . . . oder weiß jemand noch einen Weg? — Nicht? — Ist auch kein Wunder. Ich schlage vor, wir senden sämtliche Akten über den Tschäppelerhandel an die Regierung; die Geschichte gehört überhaupt eher in den Käfigturm als hierher; die Hauptsache dabei ist der unverschämte Betrug, und nicht der Aberglauben. Den Mann, der den Teufel gespielt hat, den Jaggi Kappeler, haben wir seither ausfindig gemacht; er soll im Welschen sein, nicht weit von Nigle. Der Haft-

befehl ist schon abgeschickt. Den Doktor lassen wir in den Käfigturm überführen; Süß und Pulver bleiben noch hier. Aber gut aufpassen, Chorweibel, daß nichts Dummes passiert! Wenn es dazu käme, daß die beiden die Köpfe zusammenstecken könnten, dann . . .“

„Bei mir herrscht Ordnung; da passiert nichts Ungerades!“ erklärt der Chorweibel mit fast beleidigter Würde.

Am nächsten oder übernächsten Tage bringt des Chorweibels Magd dem Pulver das Mittagessen. „Gattung (Cathon, Kätheli)“, bittelt Pulver, „tue mir doch einen Gefallen; ich muß unbedingt schnell ein wenig mit dem Süß reden! Geld!“ Gattung sagt erst nein; weil aber Pulver immer eifriger bittet und bittelt, gibt sie nach; sie macht Pulvers Tür auf und führt ihn zu Süß' Christens Zelle. . . Nur wenige Minuten können die beiden zusammen plaudern; aber wie Pulver in seine Zelle zurückkehrt, spielt um seine Lippen ein böses, siegesgewisses Lächeln: „Soo . . . jetzt sollen sie nur fragen, soviel sie wollen!“

Am gleichen Tage kommt ländlicher Besuch, zu dritt, ins Chorhaus. Der Chorweibel ist nicht daheim; Gattung muß Bescheid geben. „Wir möchten gerne mit dem Süß reden.“ Gattung sagt wiederum erst nein, dann ja . . . und die drei Besucher — es sind Pulvers Frau, seine Schwester und deren Mann — können dem Süß schnell zuflüstern: „Ja recht nichts bekennen, lieber den Eid tun . . . nachher bekommst du Geld!“

Wieder zwei Tage später, da wird Pulvers vergnügt grinsendes Gesicht plötzlich lang und länger. Zwei stramme Polizeimänner holen ihn aus seiner Zelle: „Marisch, nach dem Käfigturm.“

„Wieso jetzt das?“

Statt der Polizisten gibt der Chorweibel Antwort: „Weil jetzt Unsere Gnädigen Herren im Rathause selber die Sache an die Hand genommen haben! Die weitere Untersuchung führt von nun an der Herr Großweibel! Der Süß kommt auch hinauf, aber wiederum in ein besonderes Stüblein; der Doktor ist schon oben; und wie ich gehört habe, ist auch der Jaggi Kappeler eingebracht worden! Ja, ja, jetzt pfeift ein böser Wind für euch alle!“

Gattung hat von ferne zugehört. Sie murmelt erschrocken: „Wenn es nur nicht auskommt!“

Es ist dann später eben doch ausgekommen . . . Die Quittung für die unzeitige Güte hieß kurz und bündig: 48 Stunden!

Rnorzerei.

Der Großweibel, der oberste Polizeibeamte der Republik Bern, läßt die vier Häftlinge im Käfigturm erst gründlich mürrbe werden. Am letzten Tage des September begibt er sich hinauf, von einem stellvertretenden Gerichtsschreiber begleitet.

Als erster wird Jaggi Kappeler verhört. Das ist ein hartgesottener Sünder. Mit ihm wird man übrigens, ist erst der Tschäppelerhandel erledigt, noch ein besonderes Hühnchen zu rupfen haben. Er ist nämlich vor zwei Jahren wegen einer düstern Geschichte aus dem Lande verwiesen worden. Befragt, wieso er trotzdem wieder ins Bernbiet gekommen sei, meint er trohig: „Ich habe ja damals keinen Eid geschworen, nur ein Gelübde abgelegt. Ein Gelübde ist kein Eid.“

„Das werden wir nachher noch zusammen erlesen“, gibt der Beamte zurück. „Vorerst also die Geschichte mit dem Teufelspielen.“

Kappeler wird dem geprellten Lieutenant gegenübergestellt und leugnet rundweg alles. Irgendwie gibt er sich aber nachher eine Blöße und muß zugeben, daß er in Schwarzenburg dabei gewesen ist. Wer denn die bewußte Tochter gewesen sei, will der Großweibel wissen. Kappeler kennt sie nicht; er weiß aber noch genau, daß sie einen Reifrock getragen hat und auch sonst gekleidet war wie eine Herrentochter. Wer der Mann im roten Kleide gewesen sei? „Weiß nicht.“ Trug er nicht ein Haarsäcklein? „Ja, das wohl.“ Der Großweibel läßt den Doktor Wiederkehr vorführen. Kappeler besteht ihn sich mit zweifelnden Blicken und meint schließlich, die Achseln zuckend: „Ich glaube

nicht, daß dieses derjenige ist wie damals; der andere ist mir schöner vorgekommen.“

Kappeler wird weggeführt. Süß und Pulver kommen einer nach dem andern an die Reihe. Pulver leugnet immer noch, was das Zeug hält. Süß macht unbeholfene Versuche, das eine und andere Geständnis, das er früher abgelegt hat, abzuschwächen. Aergerlich stellt der Großweibel fest, daß er um keinen Schritt weitergekommen ist. Auch beim Doktor nicht; der ruft Himmel und Erde zum Zeugen für seine Unschuld an, und man möchte ihm gewiß gerne glauben, aber . . .

Kleines Zwischenpiel.

Christen Süß liegt in seiner Zelle auf der harten Britsche und denkt darüber nach, ob er wohl noch lange bleiben müsse. Es ist jetzt Oktober; der kalte Winter kommt; da soll es im Turme gar ungemütlich sein!

Da hört er draußen vorsichtiges Rufen:

„He, pst! pst! Süß! Christen Süß! Hör' einmal!“

Mit einem Sprung ist Süß am vergitterten Fenster; er kann aber nicht auf die Gasse hinunter sehen.

Wer ist da?“

„He, nur ich, die Kellermagd vom Turmkeller. Ich soll dir sagen, es sei besser für dich, wenn du die Worte zurücknimmst, die du gesagt hast, der Pulver sei auch in Neuenegg und Heitenried gewesen!“

Da nahen draußen Schritte. Eilige Mädchenfüße hüpfen davon. Süß steht wie angewurzelt am Fenster und starrt nach dem kleinen Ausschnitt blauen Herbsthimmels. „Soll ich . . . soll ich nicht? . . .“ Er macht Plan um Plan, wie er es anstellen wolle, die Aussage zurückzunehmen — und verwirft einen Plan um den andern. Es geht halt doch nicht! Etwas anderes ginge leichter . . . Und nun sieht er seine acht Kinder dastehen, wie Orgelpfeifen — sie schauen ihn bekümmert an, und jetzt werden sie gleich den Mund aufmachen und rufen: „Netti, wann kommst du heim?“ — und der kleine Chrigeli, noch nicht zweijährig, streckt die Armelein verlangend nach ihm aus, die runden Armelein mit den immer ein wenig schmutzigen Patschhändchen — und das Liseli bittelt, daß er es auf das Knie nehme: „Itti Dehli mache“ — und der Kibeli mit dem Stupsnäselein reckt ihm das dreibeinige Knielein entgegen —

Soll ich wohl lieber bekennen?

Die Beichte.

„Bei Pulver muß etwas los sein“, sagt der Großweibel zu seinem Schreiber. „Er hat mich rufen lassen. Er wünsche die Wahrheit völlig an den Tag zu legen, so rasch wie möglich . . . Offenbar ist er nun doch mürrbe geworden. Kommt mit, Herr Lombach, wir gehen gleich hinauf.“

„Und jetzt, Pulver, was habt Ihr uns zu sagen?“

„He, sonst nichts, als nur, der Kappeler sei damals in Schwarzenburg auch dabei gewesen.“

„Schön, nur weiter!“

„Sonst nichts.“

„Ich möchte Euch nicht geraten haben, solche Späße zu machen, Pulver! Erst laßt Ihr uns in den Turm kommen —“

„He wohl, etwas weiß ich noch: es haben mir zwei Kachelträger gesagt, der Kappeler habe einem Bauern auf dem Längenberg eine Alraune, eine Zauberwurzel, verkauft.“

„Weiter nichts?“

„Sonst weiß ich gar nichts mehr.“

Er ist offenbar wankelmütig geworden und hat in der letzten Minute seinen Entschluß bereut, denkt sich der Beamte. Gut, soll er nur weiter mürrbe werden. Ich nehme mir dafür, da ich nun einmal hier bin, den Süß vor.“

Und — bei Süß hat der Großweibel Glück.

„Ja, ja, es ist alles so gegangen, wie der Lieutenant erzählt hat. Der Kappeler ist's gewesen, der den Teufel gemacht hat. Und der Jesuit, das war nicht der Doktor Wiederkehr. Es war Pulvers Bruder, der Daniel, Tischmacher von Beruf; aber wo der jetzt ist, wüßte ich nicht zu sagen.“

Der Großweibel weiß vorläufig genug. Süëß, der ohnehin blaß und schlotterig aussieht, wird wieder abgeführt.

Nach zwei Tagen ist es auch bei Pulver so weit. Ohne sich erst drängen zu lassen, erzählt er, frisch von der Leber weg:

„Tschäppeler hat uns halt keine Ruhe gelassen. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht Angst habe um seine Seele, wenn er so etwas anstelle? ‚Ho, ho‘, hat er gelacht, ‚das wird sich dann zuletzt schon machen‘. Schließlich haben dann der Süëß und ich abgeredet, wenn der Tschäppeler mit Gewalt in die Hölle wolle, so könnten wir ihm ja dazu verhelfen. . . Wir haben dann bei einem Rotgießer drei Stücke Glockenspeise geholt — sah aus wie Gold — und jenseits der Senfebrücke, auf Freiburgerboden, bei einem eichenen Stocke verlockt. Wie es dann weiter ging, das wißt Ihr ja. Der Jesuit war mein Bruder Daniel; aber der hat sich seither fortgemacht und ist nicht mehr im Lande.

Jetzt das mit dem Probieren: da hatte ich vorher bei einem Goldschmied drei Stücklein Gold gekauft; die habe ich dann beim Abschneiden untergeschoben; natürlich mußte es nachher beim Uhrmacher Benkert klappen.

Das Geld, das ich in Heitenried dem Jesuiten, also meinem Bruder, gab, war gar kein rechtes Geld; es waren bloß Mareplättlein, kleine, flache Steine; die haben geschirbelt, fastgar wie rechtes Geld; der Tschäppeler hat nicht einmal etwas gemerkt.

Jetzt das mit dem Schatz auf der Grasburg. Die Goldstücke im Kessel waren bloße Zählpfennige, und nur oben auf. Tschäppeler hat nicht einmal alles erzählt, was auf der Grasburg passiert ist. Wir haben ihm nämlich, als der Kappeler und mein Bruder fort waren, große Blutflecken an der Mauer gezeigt, die waren noch feucht. Wir haben ihm gesagt, der Teufel habe den Jesuiten genommen und in Stücke zerrissen. Das Blut hatten wir vorher an die Wand gespritzt.

Die Tochter, die in Schwarzenburg bei uns war, das war ein Dienstmädchen aus der Stadt; sie hatte uns das rote Kleid für den Jesuiten gebracht. Es gehörte ihrem Bruder.

Das Geld, das wir dem Tschäppeler abgenommen hatten, haben wir am Morgen nach der Teufelsgeschichte verteilt. . . auf der Schloßmatte in Riggisberg. Der Kappeler ist beim Teilen zu kurz gekommen; und jetzt. . . Ich hätte nachher gerne dem Lieutenant sein Geld zurückgegeben; aber die andern haben mich nur ausgelacht. Mein Bruder hat gesagt, ihm mache es nichts, der Tschäppeler habe ihn ja nicht erkannt. Der Kap-

peler hat das gleiche gesagt; und der Süëß, der hat gesagt, er habe nichts, das wisse der Tschäppeler wohl, drum werde er sich hüten, ihn anzugreifen. So ist halt das Wiedergutmachen unterblieben. Es ist mir von Herzen leid, und ich bitte Gott und die hohe Obrigkeit demütig um Verzeihung.“

Die Sühne.

Das Rätsel ist gelöst.

Die Regierung fällt ihr Urteil:

Süëß, Pulver Christen und Kappeler, aber auch die beiden Tschäppeler, Vater und Sohn, haben vor dem Oberchorgericht zu erscheinen und sollen dort einen tüchtigen Verweis „wegen ihrer Schandtat und gegebener Aergernuß“ erhalten. Das durch den Betrug erlangte Geld, alles in allem 197 Kronen (etwa 3000 heutige Franken) muß zurückgegeben werden; alle drei Betrüger haften miteinander dafür. Süëß und Pulver werden auf ein Jahr aus bernischen Landen verbannt; Kappeler auf drei Jahre, die zwei von früher inbegriffen. Bleibt noch der falsche Jesuit, Daniel Pulver. Mit ihm wird man Abrechnung halten, wenn er wieder ins Land kommen sollte — es sei denn, daß er seine Unschuld beweisen kann. . .

Und der unschuldig eingesperrte Bargendoktor?

Selbstverständlich hatte man ihn sofort nach dem Geständnis des Christen Süëß mit höflicher Entschuldigung aus dem Käfigturm entlassen. Wenige Tage später kam er auf das Rathaus und wünschte, bei der Regierung vorzusprechen. Den Herren setzte er auseinander, die 30 Tage Gefängnis hätten ihm nicht nur darin geschadet, daß er nichts habe verdienen können, sondern auch darin, daß ihm jetzt jeder Lappi vorhalten könne, er sei ja in Bern im Gefängnis gewesen.

Als er nach einer halben Stunde wieder die Kathhaustreppe herabkam, drehte er wohlgefälligen Blickes einen großen Papierbogen mit dem stattlichen Bärensiegel in den Händen. Und heiteren Gesichtes schritt er stadtaufwärts: „Soll mir jetzt bloß so einer kommen! Dem halte ich das Papier, meine Ehrbewahrnuß, unter die Nase und sage: Schmöck! — Und jetzt hinaus nach Ulmiz. Der Tschäppeler wird Augen machen, wenn ich ihm sage, was die Gnädigen Herren befohlen haben: er muß mir alle Kosten ersetzen, den ausgefallenen Verdienst vergüten und sich obendrein bei mir und meiner Tochter entschuldigen! Allen Respekt vor den Gnädigen Herren von Bern! Meine gute Frau und meine Tochter werden sich freuen!“

Bagabundage . . .

Von Albert Uttinger

Vier Monate lang hatte man mir eine Schar ausländischer Kinder zur Betreuung anvertraut.

Onkel! nannte man mich.

Onkel! Schon dieses Wort allein ließ die Klage nie ganz verstummter Sehnsucht nach einem Zuhause aufflackern, wie eine glimmende Flamme, in die man plötzlich wieder Del gießt; diese Sehnsucht, die ich glaubte schon lange zu Grabe getragen zu haben. Mit meiner einzigen Schwester stehe ich nur dann auf gutem Fuß, wenn uns mindestens hundert Kilometer trennen: ungleiches Blut quillt in unsern Adern; sie hängt an der Familie; ob mir das Wandern liegt, lasse ich dahingestellt.

Ich schrieb und schreibe heute noch lange, ausführliche Briefe an meine Schwester; wenn es ihr einfällt, beneidet sie mich, die Welt kennen gelernt zu haben und legt dann, dem mit regelmäßig feinen Schriftzügen gefüllten Papier eine kleine Banknote bei. Bin ich aber jemals in Not, dann schweigt sie hartnäckig oder klagt mich an, alles zu sein, nur kein anständiger

Mensch. Und Hilfe kommt keine. Mit den Jahren habe ich jedoch gelernt, nicht nur mit fremden Menschen, auch mit meiner Schwester umzugehen. So schreibe ich ihr in größter Not die schönsten und rührendsten Briefe, ohne dabei meine Lage zu erwähnen; postwendend bekomme ich Antwort; „Deine Zeilen — es waren so viele — haben mich riesig gefreut. Du bist trotz allem ein netter, lieber Mensch. Du weißt, Schreiben ist meine Stärke nicht, aber ich bin immer empfänglich für Briefe aus Deiner Feder — es sei denn, es handle sich — — Du weißt, was ich sagen will.“

Da Dich Dein Geburtstagspaket nicht erreichte, kam es wieder zurück. Die Früchte waren kaputt (das ist meine Schwester); den Baken lege ich Dir bei. Wirft ihn kaum verweigern. . . Mit Gruß, Deine Hedi.“

Aber nun hatte ich eine Familie. Ohne die Kinder hätte ich es kaum vier Monate in einer mehr oder weniger straffen Organisation eines Kinderheims ausgehalten; denn ich liebe die